III. Jahr Heft 12

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende II (Wachstum) / Martina Wied: Gedichte / Desider Kosztolányi: Das grüne Tagebuch / Georg Trakl: Gedichte / Karl Linke: Im Boot / Minnie Bamberger: Vom Tode / Hugo Neugebauer: Tiefe Glänze / G. M. Roderich: Arthur Rimbaud / Carl Dallago: Die Wiedergeburt des Fleisches / Frz. Theod. Csokor: Das neue Verbrechen / Karikaturenfolge 60: Max von Esterle: Karl Borromäus Heinrich

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. März 1913 Heft 12

Carl Dallago / Der große Unwiſſende

(Eine Lebensführung)

II. Wachstum

Der Ruf des Kuckucks durch den Hochwald in das Abendliche eines langen erſten Sommertages. Das eintönig Melodiſche dieſes Kuckuckrufs mit ſeinen Intervallen. Der raſche Wechſel des Standortes des ſcheuen Vogels. Der ruhige Stand der Bäume wie aufhorchend emporragend. Der wellige Almengrat mit den noch beſonnten Hängen, die ſich in den Hochwald verlaufen. Und immer wieder der volle runde Kuckuckruf hineintropfend in die ausgedehnte Stille.

In ſolcher Umgebung lebe ich wieder auf, trete aus mir heraus in die Landſchaft wie aus einer Behauſung ins Freie. Ich bin von einem Ausflug in die Stadt zurückgekehrt, wo die Berufstätigkeit die Leute einſchließt; denn ſie beſtimmt Stand und Anſehen dieſer Leute. Ich habe keinen Beruf, und mein Stand und mein Anſehen ſind außerhalb jeglicher Beſtimmung. Aber auch ich ſchließe mich ein, wenn ich mich äußerlich betätige, aus innerer Nötigung: um mich mir zu erhalten. So gehe ich dann meinen Geſchäften nach und führe ſie aus und tue ſie als ein Aeußerliches wieder von mir, ohne mich aufzutun. Denn es iſt Etwas in einem da — und es iſt vielleicht das Beſte —, ewig unmündig wie ein Kind, das behütet ſein will, wenn man dort zu tun hat, wo Markt und Menge umgehen. Deshalb iſt es nicht dasſelbe, ob ich etwas tue,

was auch andere tun, oder etwas rede, was auch andere reden. Sie, die um das Dasein zu wissen vermeinen, sehen dieses immer mehr offen, je mehr sie sich einschließen; ich, der ich nur von meiner Unwissenheit um das Dasein weiß, schließe mich ein, um mir das Dasein durch das Wissen der Anderen nicht zu verschließen. So leiten mich andere Beweggründe, und mein Tun ist immer ein anderes, mag es dem Tun der Anderen äußerlich noch so gleich sein: sein Ursprung ist ein anderer und sein Lauf ist dem Ziele nach auch ein anderer — immer nur Lauf, nie Ziel. Das Nichtwissen um das Ziel: es macht einen erst zum großen Unwissenden — zum Wissenden um sein völliges Unwissen.

*

Auch die Liebe ist nur Lauf, nicht Mündung — nur Weg, nicht Ziel: so lehrte es mich das Leben. Zuerst freilich stellt sie sich anders ein: als ein Glühen nach einem Ziele, das umso mehr Gestalt annimmt, je mehr die Liebe wächst. Ihre Begierde vergegenständlicht sich mit dem ersten Wachstum auch mehr und mehr das Geliebte, das zu besitzen sie höchstes Ziel dünkt, das zu erreichen sie anstrebt, bis ihr Erfüllung wird. Dann wandelt sich das Aussehen der Dinge. Und Ziel und Erfüllung werden wie Pforten zu neuen Wegen, die weiter weisen und ein Ziel nur umso mehr ins Dunkel und ferner rücken, je mehr man einst vielleicht den Besitz des Geliebten als alles Ziel wähnte. Wenn die Erfahrung in solcher Weise von der Liebe, als von einer Erfüllung und einem Ziel, abbringt, und die Liebe sich nun als Erschluß oder Weg darzutun beginnt, der in immer Dunkleres hineinführt (so viel Licht und Glut dieses auch ausströmt), dann erst erlebt man freudvoll wie eine Befreiung: daß die Liebe Weg sein muß, nicht Ziel — nur ein Erschließen, keine Erfüllung.

Und man getraut sich immer wieder in ihr Licht hinein zu neuem Dunkel.

Einst — als einer, der Liebe noch nie genossen hatte — hielt ich mich ungemein tauglich für den Ehestand und kam in ihn hinein wie ein tüchtiges Fahrzeug in offenes Meer. Bald doch rückten die Ufer heran und kamen immer näher. Da war es wie in einem Binnensee. Und später nur mehr wie in einem Teich, so daß ich mich überall anrannte. Es mag der Zwiespalt in der Ehe sein, der im Grunde die Wandlung verursachte: der Unterschied zwischen Ehe und Ehe, das Gewachsene an ihr und das Gemachte, die natürliche Ordnung an ihr und die Ordnung von außen her, die sich gegenseitig nicht vertragen. Was für Liebe taugte, mußte ursprünglich auch für die Ehe taugen; denn die Liebe ist es, die nötigt zum Sichzusammentun. Und dieses ist wohl wiederum in seiner Dauer und Haltbarkeit von der Dauer und Haltbarkeit der Liebe abhängig. Sicher war Liebe ursprünglich immer das Ordnende. Heute ist sie das Unordnende; denn die Ordnung der Ehe ist ein von außen her Gefügtes. So wird die Liebe die Gefahr der Ehe, und der für Liebe Taugliche für die Ehe fragwürdig. Denn die Liebe ist Durchbruch und nicht Umzäunung, ist Lauf und nicht Mündung, und ihre Hochwasser überfluten leicht alle Eindämmungen einer gemachten Ordnung der Dinge.

*

Das Tempo des Kuckuckrufs ist eiliger geworden. Erstaunlich nahe und wie froh bewegt dringt er von den Lärchenkronen her, ohne daß der Rufer sichtbar wäre. Worüber der sich freuen mag? Seine Art gilt als räuberisch, weil sein Weibchen die Eier in fremde Nester legt und ihre Brut von anderen aufziehen läßt. Aber es könnte sein, daß solches Tun noch ein Fest für das fremde Nest ist, und daß der Wandertrieb der Kuckucksart — die zum eigenen Nestbau

nicht Zeit findet, weil ihr wohl anderes besser liegt — dabei nur zu seinem Recht kommt. Mit Menschensinn läßt sich hier schwer werten und rechten. Diese rund geschlossene heitere Vogelstimme, die der Menschenstimme ähnelt, nicht stark und doch ungemein weittönig, ist etwas Wunderliches. Wie sie losgelöst vom Boden da und dort durch den Raum hallt. Man fühlt ein Geheimnisvolles am Rufenden, und wie es nur fern von Markt und Menge sich niederläßt. Wo der Kuckuck ruft, nistet gern die Stille. Er ist der Rufer zur Einsamkeit, er lobpreist diese. Er ist zugleich der Ausrufer des Frühlings und des aufrückenden und reifenden Lichtes. Er verlegt mit dem gereiften Licht seinen Aufenthalt immer mehr in die Höhe. Er ist vielleicht heroisch und weise und erkennt die Fremdheit und Unzulänglichkeit des eigenen Lebens und vertraut seine Nachkommenschaft schon früh fremden Händen an, spürend, daß die eigenen Kräfte zu wenig in die immerwährende Zeit hineinreichen. So hat er noch Mut zum Vertrauen und ergibt sich diesem. Und ruft es vielleicht in die Welt hinein, zugleich kundtuend, daß bei den Tieren mehr Mut und Vertrauen zu finden sind als bei den Menschen. Er ist somit Optimist der Tat; er ist es auch, weil er kein Ordner ist. Er mag auch ein Berufener unter den Vögeln sein. Verrufensein hindert noch nicht ein Berufensein. Schon das alte Weisheitsbuch, der Taoteking, sagt: „Wer seinen Wert erkennt und seine Verrufenheit bewahrt und macht damit Verrufenheit zum Gepräge des Berufenen...“ Es bedeutet ja nur: den Schein gegen sich haben. Der gute Ruf ist die Zierde der Flachen. Wer sich mit dem Ansehen eines Scheines begnügt, mag darauf bedacht sein. Wer *sein* will, hat anderes zu tun als geordnete Oberflächen zur Schau zu tragen. Sein *Sein*, als ein Unübersehbares, läßt sich nicht ordnen. Ein äußerlich Geordnetes für sein Sein zu nehmen, versperrt einem den Zugang zu sich selber — zu seinem Innern, das sich solcher

Ordnung nie einfügt. Solches Ordnen ist Scheidung: es macht erst zweiteilig, was von Natur eines ist.

Ein solches Geordnetes kennt die Tat nur als Anfang, als Grundlegung oder Grundgerüst, und baut darauf weiter. Dem Nicht-mehr-Geordneten ist die Tat nicht mehr Anfang, das Sichtbare an ihr eher immer Ende und nur soweit Anfang, als ein Ende auch Anfang ist. Eine Tat ist Frucht, aber das Wurzeltreiben und die Wege von der Wurzelung zum Früchtetragen liegen nicht offen, so bestimmt sie auch sein mögen. Denn das Früchtetragen ist ein Früchtetragen-Müssen. Demnach auch das Tun wohl ein Tun-Müssen; somit Folge, Zwang, Knechtung belastend und unfrei. Wie ein Feierabend friedlich schimmernd steht dem gegenüber *Nichttun* — als ein Nichttun-müssen, als Entlastung vom Tun, als Befreiung zu sich.

*

Der Kuckuckruf ist verstummt. Der Wind bläst in die Bäume und erregt in der Waldung ein Sausen, das sich stark und melodisch anhört. Wie ein Luftzug der Liebe. Die Halme und Farrenkräuter, die meine Lagerstatt umranken, erzittern. So erzittern oft die Menschen von den Sturmstößen der Liebe. Denn Liebe ist ein Glutwind. Er entsteht in den tiefsten Tiefen und bricht sich nach außen Bahn, wie alles Leben, und schüttelt die Menschenleiber, kettet sie zusammen, ergießt sie in einander. Doch auch hier ist die Tat nur ein Letztes, ist das Tun nur ein Aeußerlichstes der Geschlechtsflamme, die zuinnerst lodert, sich ausgräbt und sich ausströmt und von selber wieder verebbt. Es ist eine Ebbe und Flut da, gespeist vom tiefsten Daseinsdunkel. Und keine Ordnung vermag hier zu ordnen. Die Ehe, als ein Ordnen, das die Tat für das Ganze nimmt, raubt damit der Liebe alle Helle und entzündet dafür eine Pflicht, die nur mit geraubtem Lichte leuchtet. So wird solche Ehe

räuberisch an der Liebe. Ich lasse solche Ehe bald meinen Blicken entschwinden. Was zurückbleibt, ist das Gefühl: daß, was Liebe und fruchtbar ist, auch Ehe ist. Auch die Ehe nicht Ziel, nur Weg und Erschluß. Auch sie mehr ein Anfang als ein Ende: ein Wachstum in ein Dunkel hinein. Denn dunkel wie ihr Herkommen aus der Liebe muß auch ihr Verlauf sein. Und ihr Tun als ein Letztes, als das Intimste des Stofflichen an der Liebe, eröffnet vielleicht eine Wendung, die wie ein Weganfang zurück in ein Dunkel ist, wo Stoff und Glut eines sind. Es ändert sich das Aussehen der Liebe: das Gegenständliche an ihr wird verschwommener, verflüchtet sich mehr und mehr, entpuppt sich immer mehr als Ersatz, als Handhabe für etwas, das unvergänglich ist. Es weicht allmählich die Gegenständlichkeit des Weibes dem Rätsel Weiblichkeit, das immer größer wird und zuletzt die Sucht eines zerstörbar Zeitlichen in ein unzerstörbar Ewiges hineinleitet. Es wäre die große Rückkehr und Heimkehr und besiegelt wieder: daß Liebe in jeder Form nur Weg und Erschluß, nicht Ziel und Erfüllung ist. —

Solche Gedanken sind mir Stärkung, in solcher Vorstellung lebe ich auf — erfrischt, erneut. Ich überlasse mich mir mehr als je. Ich weiß keinen Unterschied zwischen Ehe und Liebe und denke: wenn diese versiegt, daß jene sich auflöst. Sein und *nicht scheinen* ist das höchste Treusein! Und ich scheue mich nicht, auch meine offenste Untreue noch für meine größte Treue sprechen zu lassen. Denn das Wesen der Treue ist wahrhaft. Worte und Institutionen aber sind vorlaut und anmaßend, und ihnen Raum geben hieße oft: die Treue in Lüge wandeln.

Wenn man für *ein* Weib auf Lebenszeit nicht geartet ist (vielleicht eben weil man auf der Suche nach dem *einen* ist, das man in sich trägt), so hat man dies nur mit dem Dasein auszutragen. Man fühlt sich diesem

weit mehr als jeder Institution verpflichtet und strebt nur an, ans Licht zu schaffen, was das Dasein in einen gelegt hat. Es ist auch nichts Leichtes um die Liebe, und man ist nie sicher, ob man ihr gewachsen ist. Es ist auch Bestimmung, wenn durch sie eine Wandlung in einem ausgelöst wird, so oder so, die man nie geahnt hat. Man bestaunt die Wendung der Dinge, und es schwindelt einem oft beinahe vor den Wegen der Zukunft. Aber man geht diese Wege, weil man nun einmal so beschaffen ist. Man gibt dem Wachstum Raum, indem man seiner jeweiligen Beschaffenheit Raum gibt. Und wo die Lust die Führung hat, ist das Leid im Gefolge, das auch zu Wachstum führt. So mögen einen auch die Wege der Lust vorwärts bringen, die ja nach außen führen bis zur intimsten Vergegenständlichung der Liebe, wo alles Greifbare bewältigt ist und doch etwas noch weiter will, das sich nicht mehr greifen noch wahrnehmen läßt. Es ist wieder wie der Beginn einer Umkehr, einer Rückkehr zum Verlassen der Gegenständlichkeit aus der schon Erfahrung gewordenen Erkenntnis heraus, daß das Auskosten einer Oberfläche, des Nurgreifbaren, nie das Auskosten eines Ganzen ist, und daß man an diesem Ganzen nicht die Grenzen auffindet. Es versöhnt dort, wo die Lust enttäuscht, und begrenzt für die künftige Lust die Erwartung und macht dadurch wohl jede Lust erst umso lustvoller, beseelter und gierloser. Und zuletzt ermöglicht vielleicht ein tastender Ausblick des Gefühls in das Ganze auch gefühlvollere Handhabung alles Körperlichen und leitet die Lust von diesem greifbaren Außenteil in das unaufgreifbare Ganze, so daß Körper dem Körper wie ein Zufluß wird, vereint stark genug, in das offene Meer des Unbegrenzten zu münden. —

Hier lief wohl die Vorstellung der Tat voraus. Und ich halte mich fester an mein Tun, um nichts Trennendes zwischen Gesinnung und Handlung aufkommen zu lassen. Aber es

ist nichts Trennendes da; auch Vorstellungen und Gesinnungen sind Handlungen, wenn sie auch noch nicht oder nicht mehr als solche sichtbar sind. Eine Handlung entzieht einem ihre Grenzen wie die Wirklichkeit: sie reichen beide in Undurchdringliches hinein, und wir kennen nur, was aus diesem da und dort emportaucht oder hervortritt. Dies Wenige für das Ganze nehmen, bewirkt den Schein, und diesen für das Sein nehmen unterbindet die Natur des Menschen. So entsteht wohl im unterbundenen Menschen die Scheidung in Theorie und Praxis, in Vorstellung und Tun, in Gesinnung und Handlung. Und erst der Mensch, der sein Unterbundensein zerreißt, erstrebt wieder die Rückkehr zur Einheit in allem.

Heute bin ich vielleicht in manchem auf dieser Rückkehr. Auch in der Liebe. Und präge alle meine Gesinnungsuntreuen zu Handlungen. So wachse ich mich in der Liebe aus, einzig zur Liebe. Und übergehe die Ehe als Institution vollständig. Wie vermöchte sich sonst ein Liebender von dem Ballast solcher Ehe zu befreien? Und wie unnötig ist doch aller Ballast in der Liebe! In der Nur-Liebe — nicht in der feilschenden und ordnenden — in der Liebe außerhalb jeder Institution!

*

Es ist der Regen aufgezogen. Seine feuchten Schleier verhängen ein wenig die Klarheit des runden Kuckuckrufs. Er dringt gedämpft zu mir und wie aus größerer Ferne. Und in die Lärchenkronen legt sich eine Helle ohne Sonnenglanz, doch glänzend vor Nässe. Ein Anblick wie ein stärkender Trank für das Gefühl. O dies saftschimmernde Grün, das die Lebensgeister auffrischt und so weich und tief mich ansieht! So einsam ich auch bin, es wächst noch immer meine Freude am Einsamsein und übergibt mich immer mehr der Landschaft.

Wie irrt man freudvoll herum und lebt wie der Kuckuck

und ordnet nicht, sammelt nicht, überläßt sich nur willig dem, was sich bietet, und scheut den Lärm von Markt und Menge. Und sieht sich vorwärts schreiten im Erkennen der Fremdheit des eigenen Lebens und entfremdet sich selbst das eigene Nest immer wieder, so daß man den eigenen Nachwuchs nicht wiedererkennt. Und ist doch nicht leichtsinnig — eher schwersinnig, und ergibt sich nur zu leicht dem, was sich schwer auf einen legt. Und verspürt in solchem Verbringen eine höhere Ordnung. Und wird immer mehr abgedrängt von dem, was gemachte Ordnung und herkömmlicher Brauch ist. Und wird immer mehr besessen vom Hang nach der höchsten Ordnung, nach der ursprünglichen Ordnung in einem, der man sich nur gewaltsam entrissen fühlt. Dabei erinnert man sich mit Entzücken eines Ausspruchs aus dem Taoteking: „Wer erkennt, daß es das Höchste ist, wenn nicht geordnet wird?" Und man bekennt sich als Erkennenden, gläubig, demütig, zuversichtlich.

Gedichte / von Martina Wied

Düstere Gebirgslandschaft

Der Himmel, der schwer über dem gelben Gerstenfeld hängt,
wird immer dunkler und trüber;
vom Acker tönt Dengeln der Sensen, und von der Tenne
ticken dreschende Flegel herüber,
dein Fox hat am Waldrand einen Hasen verbellt:
das ist die Musik unsrer einfachen Welt.

Spärlich und spät reifen im dunklen Laube die wilden Kirschen,
die spröde und knorplig zwischen den Zähnen knirschen,
spät sammelt der Schnitter die dürftigen Garben,
die Landschaft ist sparsam an Frucht und an Farben.

Felsen stürzen über uns und blauer Tannenwald,
von den schwarzen Fängen der Wolken umkrallt,
nur um Sonnenuntergang fällt in das Tal
ein blutroter Streifen als Flammenfanal.

Liebe kommt zu uns nicht als sonniges Fest:
sie ist eine todesdunkle Nacht, die keinen aus ihrem Bann entläßt;
daß du mich hier gefunden und geküßt und umschlungen hast,
ist uns zum Schicksal geworden und hält uns mit ehernen Klammern umfaßt.

Der Tod des Li-tai-po

Sein Boot glitt schnell, gelb glitt es auf dem blauen
mondüberglänzten See im Duft der Nacht,
ganz steuerlos; geschaukelt von der lauen
und krausen Flut mit seiner leichten Fracht.

Er sah zum Himmel. Goldne Sternenlichte
flackerten, angefacht vom frischen Wind.
Groß standen, wandlungsvoll wie Traumgesichte,
die hohen Wolken. Seine Augen, blind

vom Glanze, blind von den geschauten Fernen,
getrübt von traubensüßer Trunkenheit,
verschlossen sich ... Und über goldnen Sternen-
und Mondreflexen glitt in Seligkeit

ein dunkles Schicksal, ohne Halt noch Ziel.
Bis er, jäh angeweht von steifer Brise
über die spiegelnd weiße Wolkenwiese
hinunter in den tiefen Himmel fiel.

Das grüne Tagebuch / von Desider Kosztolányi

Als ich die Reifeprüfung abgelegt hatte, bekam ich mit anderen Familienreliquien auch das grüne Tagebuch. Ueber dieses wurde viel geredet. Ich erinnere mich sehr gut daran, wie es meine Mutter im Kasten versteckt hielt, zwischen der Wäsche, dort wo sie die Parfumfläschchen und das Geld aufbewahrte und es stets vor den Kinderaugen versperrte. Der Schreiber des Tagebuches war ein interessanter Mensch. Ein Angehöriger von mir, für den die Familie besondere Pietät hegte und der vielleicht unter allen Verwandten der imponierendste war, weil er sein Leben mit seltener Energie gelebt hatte, solange er es energisch leben konnte, und sich dann plötzlich eine Kugel in den Kopf jagte. Im allgemeinen: ich liebe alle Toten. Ich habe das Gefühl, sie sind größer als wir. Ich blicke mit Verehrung zu ihnen auf, wie die kleinen Studenten zu den großen, die schon Latein lesen und mit Logarithmen rechnen.

Dieses Tagebuch nahm ich zitternd in die Hand und prägte mir jedes Wort ein. Seine Form, seine Farbe, die schwarzen Tintenflecke und der getrocknete Streusand, welche mir lange vergangene Jahre ins Gedächtnis rufen, wirken fast mit einem religiösen Zauber auf mich, und der Schreiber ist, wenn auch kein philosophisch gebildeter Mann, doch eine Persönlichkeit; er lebte nach seinem eigenen Kopf und starb auch so. Das Tagebuch beschreibt den Selbstmord eines Intellektuellen, es schildert seine Kulissengeheimnisse. Wenige Selbstmörder beobachten sich so trocken und gewissenhaft. Deshalb ist es — in meinen Augen — auch heute noch wertvoll.

Aus dem wirren und verstörten Manuskripte teile ich nur die Stellen mit, welche in ziemlich sichtbarer Linie

den Weg des Schreibers erkennen lassen und seine letzte, eigenartige und heroische Tat erklären.

7. September.

In meiner Familie gibt es viele Selbstmörder. Ein Onkel stürzte sich voriges Jahr in die Donau. Ein anderer, wie meine Mutter erzählt, nahm sich vor langem das Leben, noch als Universitätshörer. Er war ein blasser, hagerer Bursche, ein großer Frauenjäger und unverbesserlicher Lump. Ich träumte gerne von ihm. Ich hörte, sein Sarg rüttelte sich tagelang auf der Bahn und auf dem Wagen, bis er in unser Städtchen kam, und als man ihn dann öffnete, starrten die Augen des Toten gequält und schielend auf den Glasdeckel. Und von da ab hatte sich ein Fatum in unsere Familie eingeschlichen. Wenn wir zwanzig Jahre alt wurden und von der Heimat wegzogen, verabschiedeten sich die Mütter von uns, als gingen wir in den Tod. Und Jahr auf Jahr trafen die Särge auch wirklich mit erschreckender Pünktlichkeit auf dem Bahnhofe ein. Mein jüngerer Bruder erschoß sich mit neunzehn Jahren wegen irgend einer Schauspielerin. Den Aelteren brachte der Zug an einem regnerischen Oktobermorgen heim. Meine Kousine sprang in den Brunnen. Eine ganze Reihe von Leichen liegt hinter meinem Rücken, im Salonrock, die verstaubte Krawatte etwas dünn und altmodisch gebunden, mit durchschossener Schläfe, erstarrtem Mund. Und alle warfen das Leben selbst von sich. Und alle sind mein Blut. Und es ist, als mengten sich diese mageren toten Menschen auch jetzt noch in mein Leben. Ich wage es schon nicht mehr nach rückwärts zu blicken.

8. September.

Ich muß fortsetzen, was ich unterbrochen habe. Seit gestern Abend kann ich mich nur mit diesem Gedanken befassen und der regt mich auf, interessiert, erschreckt mich. Heute ging ich den ganzen Tag am Ufer des Teiches spa-

zieren. Diese dämmerige Herbstlandschaft mit den winzigen Akazien und der kleine Teich mit der Melancholie der Ebene hatte etwas Eigenartiges an sich. Oftmals ging ich hier mit meiner Mutter. Genau erinnere ich mich an alles. Ich trug einen Strohhut mit einem Band und mußte den Hut mit der Hand festhalten, damit ihn der Wind nicht in's Wasser trägt.

12. September.

Wie liebte ich ihn. Wie sehnsüchtig umarmte ich ihn, damit er nicht weggehe. Aber er mußte fort und dann weinte ich nicht einmal. Vorerst nahm ich Abschied von ihm. Es war nur so lange schrecklich, bis der Schuß erdröhnte. Meine ganze Kinderzeit lang erwartete ich diesen Pistolenknall. Dies machte mich so bleich. Ich erwartete ihn an erregten Vormittagen. Ich erwartete ihn am Abend, in der Nacht, am zähneklappernden Morgen. Oftmals schien er sich zu entfernen. Oftmals schien er so nahe, daß ich mir die Ohren zuhielt, um den knochensprengenden Knall nicht zu hören. Eines Nachmittages — in meinem zehnten Jahr — lief ich aus dem Garten in das letzte Zimmer, wo mein Vater zu schlafen pflegte. Ich weiß noch heute nicht, was mich dazu trieb, mit dem Schicksal um die Wette zu laufen. Mein Herz begann plötzlich und laut zu pochen und ich vernahm sogar in der Stille des leeren Zimmers den tödlichen Knall. Ich kam noch zurecht. Mein Vater lag dort auf dem Diwan, mit dem gelben Plaid zugedeckt, die Pistole in der Hand. Ich schrie auf. Dann fiel ich keuchend, mit einem Ruck ihm zu Füßen. Nur das weiß ich. Doch all dies war keine Vision, denn mein Vater faßte mich zärtlich bei der Hand, küßte mich, wendete mir das Gesicht, sein totenblasses, armes, bärtiges Gesicht zu und schickte mich aus dem Zimmer. Noch heute erinnere ich mich seines Blickes. Am anderen Tag, um dieselbe Stunde, unmittelbar nach dem Mittagessen, schoß er sich in den Kopf.

19. September.

Warum schreibe ich dieses Tagebuch? Durch zehn Jahre habe ich an diese Sachen nicht mehr gedacht. Jetzt aber drängt mich etwas, ich solle schreiben und ich will, daß man verstehe, wie ich bis hieher kam. Ich stolperte schon in meiner Kindheit zwischen Toten umher und träumte von Särgen. Andere gingen gerne auf die Wiese, ich lieber in den Friedhof. Dies erklärt, warum ich heute zum Leben unfähig bin und warum diese blassen, schmalen Hände kein anderes Werkzeug handhaben als die Feder.

Jetzt muß ich auch noch ein Geständnis machen. Auch für meine Ahnen, die sich nicht beobachten konnten, oder den Schlüssel zu ihrem Sarg mit Absicht den Lebenden vorenthielten. Ich beobachte mich schon lange und harre darauf, die Abrechnung abzuschließen. Heute bin ich mit ihr fertig geworden.

Wir alle sind gesunde Menschen. Es lebt aber in uns ein heimlicher Wunsch, ein kühner Drang nach Abenteuern, nach einer Erprobung dessen, was uns aufregt, unsere Phantasie reizt. Wenn ich auf die Wiese gehe und mir ein Käfer vor die Füße gerät, zertrete ich ihn unbedingt. Nachts, auf der Gasse, läute ich sicherlich an fremden Toren an. Was wird dann geschehen? Das regt mich auf. Niemals konnte ich den Raseur verstehen, der geduldig hunderte und hunderte Hälse glatt schabt, ohne zugleich mit dem Bart des Kunden auch dessen Leben wegzurasieren. Der Straßenaufspritzer, der nicht jeden Fußgänger zu Tode spritzt, ist mir auch heute noch ein Problem. Wir sind die enfants terribles der Natur. Wir pochen an jedes geschlossene Tor, spannen alle Schlösser, versuchen sie so lange zu öffnen, bis sie endlich verderben. Versteht ihr, warum sich meine Verwandten aus eigenem, freien Willen in den Sarg legten?

Je älter ich werde, desto klarer steht vor mir Leben und Tod. In ihren Händen ist die Pistole kein Mordwerkzeug,

sondern ein feines Instrument, mit dem sie dem harten und geheimnisvollen Leben die Symphonie der Zukunft zu entlocken versuchen. Ich weiß dies nach mir selbst, denn auch mich überkommt dieses Gefühl, so oft ich mit der Pistole spiele. Ich lege meinen Finger an den Abzug, den Lauf an meine Schläfe und drücke los, als schlüge ich bloß einen Akkord an. Was für ein Ton erklingt? Welchen Ton ergibt die Musik meines erschrockenen Blutes und die in mich hineingeknallte Bleikugel? O, ein großartiges Duett! Wenn du dies einmal durchdenkst, nur dem Gedanken bis auf den tiefsten Grund nachfolgst, nimmst du lachend die Pistole in die Hand und begreifst jene, die sich aus Sport, aus Laune, aus Neugierde totschießen, wie auf der Jagd das edle Tier, das edelste Tier.

29. September.

Schon lange habe ich nicht in's Tagebuch geschrieben. Auch das ist mir langweilig. Ich nähre mich regelmäßig, schlafe gut, langweile mich aber fürchterlich. Gestern Abend umflatterte ein Falter meine Lampe. Eine Stunde jagte ich ihm nach. Dann tötete ich ihn langsam. Seit Jahren erlebte ich nichts, was mich so aufgeregt, so gequält hätte.

30. September.

Ob ich den Mut habe, es zu vollbringen? Oftmals scheint es mir etwas Gleichgültiges zu sein, wie das Anschlagen einer Taste des Klaviers. Ein anderes Mal ist mir der bloße Gedanke gräßlich. Heute las ich durch, was ich bisher über dieses Thema schrieb und jetzt, wo ich das Leichenkleid meiner Ahnen gelüftet habe, zieht mich die Tat mit unwiderstehlicher Kraft an. Es preßt mir die Kehle zusammen, wenn ich daran denke, ich könnte zurückweichen. Ich schäme mich keinen Grund zu haben, den ich in die Pfanne der Zukunft werfen kann; meinen Schädel nicht zertrümmern zu können, diese geheimnisvolle Nuß, in der alle Rätsel

des Lebens versperrt sind. Bin ich feige? Oder habe ich meinen Verstand verloren und schrecke deshalb vor dem Großartigsten zurück, was ein Mensch tun kann? Nein. Ich werde handeln. Ich schwinge mich über den Schlagbaum, überspringe mich selbst und siege. Morgen früh werde auch ich mich erschießen.

Einzig autorisierte Uebertragung von Stefan J. Klein

Gedichte / von Georg Trakl

Im Park

Wieder wandelnd im alten Park,
O! Stille gelb und roter Blumen.
Ihr auch trauert, ihr sanften Götter
Und das herbstliche Gold der Ulme.
Reglos ragt am bläulichen Weiher
Das Rohr, verstummt am Abend die Drossel.
O! dann neige auch du die Stirne
Vor der Ahnen verfallenem Marmor.

An die Melancholie

Immer wieder kehrst du Melancholie,
O Sanftmut der einsamen Seele.
Zu Ende glüht ein goldner Tag.

Demutsvoll beugt sich dem Schmerz der Geduldige,
Tönend von Wohllaut und weichem Wahnsinn.
Siehe! es dämmert schon.

Wiederkehrt die Nacht und klagt ein Sterbliches
Und es leidet ein anderes mit.

Schaudernd unter herbstlichen Sternen
Neigt sich jährlich tiefer das Haupt.

Im Boot / von Karl Linke

„Siegfried, ist das Kielboot los?“

„Ja!“

Ein hochgewachsener Junge, schlank und voll Muskelkraft löste die Kette vom Pflock.

Die Dame erhob sich von ihrer Bank. Sie wandte leicht den Kopf zu dem Platze, auf dem sie geruht hatte, als erwartete sie noch irgendeine Höflichkeit von ihm. Dann raffte sie die besten Falten ihres Kleides, nahm in die Linke einen roten Sonnenschirm und ging langsam dem bereitstehenden Boote zu. Auf den gedrechselten Vasen ihrer Schuhabsätze ging es nicht schneller. Sie hatte eine hohe Meinung von solchen Vasen; darum trug sie ihr Kleid gerafft. Voll Würde ließ sie ihren Blick an den Faltungen hinuntergleiten und wenn ihr das gut gelang, strich sie immer befriedigt aus der Schläfe ein Haar, das gar nicht dasaß. Aber es war eine zarte Bewegung, wenn die Fingerspitzen ganz leise an der feinen Haut hinstrichen. Das hatte einen Reiz wie von fremder Hand.

„Diaz, komm!“

Am Fuße der Bank saß ein kleiner, mißratener Hund. Er machte keine Miene, seiner Herrin zu folgen.

„Diaz, so komm doch!“ rief sie nochmals.

Diaz begann die Vorderbeine fest in den Boden zu stemmen und seinen Hinterleib, noch sitzend, nachzuschleppen. Er konnte nicht anders.

„Man sollte ihn vertilgen“, sagte Siegfried.

„Es sieht aus, als hätte ihm jemand den Hinterleib heruntergetreten“, setzte eine Frau hinzu.

„Ja, es sieht so aus.“

„Elli, hol ihn“, befahl die Dame, einen Fuß vorsichtig ins Boot setzend.

Ein kleines Mädchen lief und nahm den Hund liebkosend auf den Arm. Behutsam legte es ihn unter ein Sitzbrett, wo er gleich wieder in sich zusammenkroch.

„Sie sind doch ein sicherer Fahrer, Siegfried?“

„Ja!“

Ganz unpersönlich sagte er dieses Ja. Er zuckte mit keiner Wimper, als er hinter ihr das Boot bestieg. Es schaukelte, als er sich ihr gegenübersetzte. Seine rechte Hand ergriff ein Ruder und ein paarmal stieß er es kräftig gegen die Wellen. Das Boot, folgsam, drehte sich ruhig um. Dann ein Ruck und beide Ruder senkten sich mächtig ins Wasser. O, er konnte das! Wie eine Schlange schoß das Boot in den See hinaus.

Die Dame spannte den roten Schirm über sich, aber nur so viel als nötig war, um vor den nachblickenden Augen nicht belästigt zu sein. Ein winziger Sonnenstrahl kitzelte sie an der Stirne. Mit einem raschen Strich der Fingerspitzen war er weggewischt.

„Diaz?“ Wie besorgt blickte sie unter die Ruderbank. Gedankenlos glitt ihre Hand über den Rücken des Tieres. Plötzlich zog sie sie wieder zurück.

Schweigsam und wie aus Erz ruderte Siegfried. Oft hatte er schon Frauen und Mädchen auf den See hinausgeführt und alle heil zurückgebracht. Ihre Arme waren ja schwach und ungeübt. Wie sollte da das Wasser gehorsam sein? Sein einziger Gedanke war die ruhige Führung. Wie zu steuern sei, erkannte er links und rechts an der Entfernung der Ufer. Niemals brauchte sein Auge über die Dame hinweg.

Und sie sah beharrlich in dieses braune Angesicht. In jedem Fältchen lag ein Tag voll Sonne. In ihrem ganzen Leben würde sie so viel Sonne nicht haben. Sie senkte den Schirm ein wenig vor sich, gerade so viel, daß sie noch

unter dem Rand die nackten Kniee Siegfrieds sehen konnte. Den ganzen Sommer geht er in der Bockledерhose und in den kurzen Strümpfen; das muß sehr angenehm sein, dachte sie.

„Ja", sagte sie halblaut und machte eine Bewegung.

Siegfried ruderte und hörte nichts. Sie beobachtete wie er sich maschinenmäßig abwechselnd vorwärts und rückwärts bog und wie die Bockledерhose sich sträubte, diese sinnlos wiederkehrende Bewegung mitzumachen. So bewegten sich die Kniee mit dem Körper wie Hebel langsam auf und ab. Dieses Spiel gefiel ihr. Einmal entstand über dem Knie ein kleiner, halbmondförmiger Spalt, einmal in der Kniekehle. Nur ein kleiner Spalt, etwa fingerhoch. Und immer stellte sich rasch ein Sonnenstrahl hinein und schlüpfte beim nächsten Oeffnen wieder heraus.

Da drehte sie sich zum Ufer, von wo sie weggefahren waren, und sah nach der Sonne. Die Leute waren nur noch Punkte und nicht mehr zu unterscheiden. Die Sonne stand tief und der Seekopf war ganz blau. Wenn der Seekopf blau wird, kommt der Abend. Hastig zog sie Diaz auf die Bank neben sich und zuckte mit dem Kopf ein bißchen nach links, als behindere sie etwas.

„Siegfried, ich glaube, ein Haar kitzelt meine Schläfe."

Er sieht flüchtig hin:

„Nein!"

Wie aus Erz sitzt er und rudert weiter.

Noch einen Augenblick ist sie ruhig, dann krampft sich ihre Hand um die Kehle des Hundes und mit einem jähen Ruck hält sie ihn unter das Wasser. Ihre Zähne sind fest geschlossen, die Lippen eingezogen.

Nach einer Weile kommt die Hand leer zurück und streicht aus der Schläfe ein Haar, wo gar keines sitzt. Das hat einen Reiz wie von fremder Hand.

Vom Tode / von Minnie Bamberger

I

Materie ist veränderlich.

In dem Augenblick, da sie ihre äußere Form verliert, entstehen neue Zusammensetzungen oder Lebensbedingungen.

Damit haben wir uns alle abgefunden. Darüber besteht kein Streit, und wir wollen, womöglich, auf der Basis des uns Selbstverständlichen bleiben, ehe uns Erörterungen vielleicht auf Gebiete entführen, wo die Ansichten divergieren, wo scheinbar — oft so scheinbar! — der Materialist und der Idealist, der Atheist und der Gläubige getrennten Herzens sich ergehen und dennoch auf den gleichen Pfaden von Gott und Natur unsichtbar oft vereint sind.

Ist der Zweck des Lebens der Tod?

Er ist das Ziel, welches die sichtbaren Funktionen des lebendigen Körpers zerstört; der Ausdruck des Lebens erlischt für unsere Wahrnehmung.

Was aber ist Zerstörung?

Wenn Zerstörung mit Vernichtung identisch wäre, müßten wir uns fragen: weshalb sind wir geboren? Zerstörung ist jedoch nur ein anderer Ausdruck für Veränderung. Wir bezeichnen die Veränderung mit dem Begriffe Tod in dem Augenblick, da uns der Ausblick verschleiert, die Türe verschlossen ist und wir die nächste Phase der Entwicklung nicht mehr beobachten können.

Wenn die Blüte zu Boden flattert, ehe sich der Kern der Frucht bildet, so sprechen wir von keinem Tode; und wenn wieder diese Frucht reif geworden ist und sich in den dunklen Schoß der Erde vergräbt, so erblicken wir darin kein Sterben.

Wie denn auch? Der Same birst, breitet sich aus und wächst zur Pflanze empor; ausbrechend strebt das entbun-

dene Leben einer neuen Bestimmung entgegen. Wer denkt ans Sterben, wenn der Same seine äußere Beschaffenheit, seine Form verliert, um sich zur Wurzel, zum Stamme, zur Krone des mächtigen Baumes zu entwickeln?

Materie erfordert Materie, denn Materie zehrt sich beständig gegenseitig auf. Es ist eine unaufhörliche Kette der Umwandlung, indem eine materielle Existenz-Bedingung die andere erfordert und verschlingt.

Wir nennen es Tod und bezeichnen es mit dem Ausdruck Sterben erst dann, wenn eine lebende Existenz wieder eine andere lebende Existenz zerstört. Doch ist es immer ein und dieselbe Gesetzwirkung, die wir wahrnehmen und die leicht erkenntlich ist, so lange wir uns innerhalb der Grenzen der Materie befinden.

Das Neugeborene trennt sich vom Schoße der Mutter und wir nennen es Geburt; doch ist es gleichfalls nur eine Veränderung der Lebensbedingung, eine Trennung des innigsten Zusammenlebens. Der Säugling wieder wächst zum Kinde heran, der Jüngling reift zum Manne. Das, was war, ist nicht mehr; die Vergangenheit wird zur Erinnerung. Dennoch trauert die Mutter nicht um den Säugling und um den Knaben, wenn sie die kräftige Männerhand des Sohnes umschließt. Im beständigen Kreislauf der Wandlung, des Ersatzes, empfindet man keinen Verlust, so wenig das Werden der Blüte dem Begriffe des Sterbens gleichgesetzt wird. Doch bleibt die Wahrheit immer gleich, unbekümmert um Standpunkt und Auffassung. Die Blüte stirbt nicht und die Frucht wird nicht ins Leben gerufen. Geburt und Tod sind keine gesonderten Erscheinungen. Sondern im Erzeugen und im Zerstören — in Zeugung und Tod — existiert nur die eine einzige Wahrheit, welche beide bedingt, vereint, in sich schließt und welche einfach „ist“ in Ewigkeit.

Uns Menschen ist dies augenscheinlich und begreiflich,

wenn die Form, der Träger des Lebenden, der Vernichtung anheim fällt, jedoch ein folgebereiter Ersatz zur Stelle ist.

Wir sprechen von Werden und Vergehen, vom auf- und absteigenden Ast des Lebens, von Entwicklung, Höhepunkt und Dekadenz. Diese Ausdrücke von Vergehen, von Abstieg und von Dekadenz enthalten schon den Keim unserer Auffassung des Todes und des Sterbens. Vermeintlich und allgemeiner Auffassung nach sind es die Vorboten der Vernichtung. Der Tod bedeutet für uns Stillstand.

Doch sprechen wir so, weil wir nicht weiter blicken und sehen. Es ist ein Fall, wo wir, bildlich gesprochen, zum Horizonte deuten und behaupten, er wäre das Ende der Welt.

Wir wollen jedoch eine tiefere Auffassung ergründen, welche in der Wahrnehmung deutlicher Gesetzwirkungen den Begriff der Vernichtung nicht erkennen kann. Wir wollen ergründen, ob der Begriff der Ewigkeit uns wirklich fremd ist, ob wir nicht beständig einen Tod und daraus neu ersprießendes Leben beobachten. Wir wollen ergründen, ob wir die Beweise nicht jetzt schon in und um uns sehen, daß wir einer Ewigkeit angehören.

Die siegessichere Empfindung, die das tiefste Wissen begleitet, beseelt uns, wenn uns aus der Erkenntnis dessen, was uns die Natur in der flüchtigen Erscheinung der Materie bietet, ein ewiges Licht entgegenleuchtet und das undurchdringliche Dunkel hoffnungsloser Vernichtungstheorien erhellt.

Wir müssen, um verstanden zu werden, bildlich sprechen, und dies, an und für sich, stellt die Bedingung, daß wir uns beständig innerhalb der Grenzen der Materie bewegen; der Materie, die wir, so paradox es klingt, einerseits unendlich hoch schätzen und der wir andererseits eine wirkliche Existenz gänzlich absprechen. Denn wir fassen diese Materie, der wir selber angehören, nur als Spiegel, als Mittel zum Zweck auf. Doch gibt es, nach unserer Ansicht,

keinen anderen Weg als den bildlichen (der Materie) um sich zu verständigen. Ja, wir gehen so weit zu sagen, daß es der einzige Pfad ist, der uns offen steht; denn es ist der einzige, der uns mit der Wahrheit vereint. Wenn Gott sich der Natur, der Materie, bedient, um im beständigen Wechsel der Erscheinung sich selbst zu offenbaren, so bleibt dem Menschen nur derselbe Pfad übrig, um diese Offenbarungen zu erkennen und wiederzugeben, insoferne er sie zu erkennen glaubt. Nur dann sind wir wahre Kinder Gottes, wenn die Seele in Gottes Offenbarung ihr Ebenbild erblickt.

Wir sprachen von einem einzigen Pfad der Wahrheit; wie viele Verzweigungen, welche ungezählten Verästelungen dieser annimmt, brauchte kaum erwähnt zu werden, wenn man sich nicht angewöhnen müßte, kein Wort zu unterlassen, das zur Verständigung beiträgt. (Freilich sind Worte selbst oft irreführend; doch wenn gleicher Geist und gleiches Streben die Worte beseelen, mag Verständigung möglich sein.)

Alle Wissenschaft, alle Kunst, alles Können bedient sich der Materie. Das heißt: wir suchen, tasten, spähen nach jenem Pfad der Natur, den Gott vor uns gegangen ist, auf daß ein Funke Licht auf jene verkörperte Wegerfüllung falle, der wir sonst taub und blind gegenüber stehen. Denn wir Menschen stehen, sozusagen, immer vor dem Schlußergebnis der Vollkommenheit. Vor den ungezählten Offenbarungen einer einzigen Wahrheit, die auf dem einzigen Pfad der Natur ungezählte und unermeßliche Erscheinungen hervorruft. Jeder Einzelne, wie immer die Richtung seines Strebens sei, greift in dem Streben nach der Wahrheit in diesen Brunnen ewigen Lebens, greift hinein und hinab in die Tiefe und kehrt nie leer zurück.

Keine Kunst, keine Wissenschaft, kein Zweig des Könnens und Wissens, wo nicht der Hauch desselben Geistes lebendig ist, die gleichen und nämlichen Gesetzwirkungen überall zu

erforschen sind. So daß schließlich, nach gesondertem Leben und Streben, alle im Innehalten einander ansehen in der Erkenntnis, daß in myriadenfacher Form und Weise überall das Nämliche, das Gleiche, das Ein- und Dasselbe geschöpft wurde.

Wir stehen am Rand der Materie, und siehe: sie verblaßt, schwindet — schwindet und ist nicht mehr als eine Pforte der Seele; nicht mehr, nicht weniger.

Geburt — besser: Zeugung und Empfängnis — ist nicht Anfang, der Tod ist nicht das Ende. Denn alles „ist" — ohne Anfang, ohne Ende. Wir stehen vor dem Begriff der Ewigkeit: ein wunderbares, doch kein undurchdringliches Rätsel. Denn in der beständigen Wandlung der Materie empfinden wir die Beständigkeit des Ewigen.

Entwicklung ist Leben, ein Leben im Tode (nicht identisch mit Vernichtung). Stillstand wäre Vernichtung. Der Ruhepunkt ist *nicht* Stillstand, sondern Zerstreuung und Innehalten zur Wiederkehr.

Die abstraktesten Gedanken können nur bekannte Pfade wandern; d. h. Pfade, die wir kennen; bildlich gedacht und bildlich genommen: immer und immer wieder Pfade der Materie. Jede Phase der Materie ist bedeutungsvoll, doch enden diese Phasen nicht, weil wir sie nicht mehr verfolgen können. (Obschon wir auch nichts beweisen können. Doch heterogene Beschaffenheit läßt analoge Schlüsse vermuten. *Sichtbare* Phasen rücken die unsichtbaren Phasen in das Bereich des Verständlichen, so wie ein Tropfen des Ozeans eine einzige Gemeinschaft mit milliarden Tropfen aller Meere aufweist.)

Wenn aber die Materie nicht stirbt, wie sollte dann ihr Inhalt, unsere Seele, nicht der Ewigkeit gehören!

So späht unser Auge dem Pfade nach, denn er endet nicht dort, wo der Horizont den Ausblick abgrenzt; wir bewegen uns voran, und von neuem, stets von neuem breitet er

sich aus; Biegungen, ungeahnte Wendungen eröffnen neue und immer wieder neue Ausblicke, die niemals ein Ziel und ein Ende erschließen.

Alles um uns stirbt beständig und wir selber nehmen beständig an einem Sterben teil; nur nennen wir es nicht einen Tod, wenn wir die darauffolgende Lebensepoche wahrnehmen. Geburt und Tod decken sich und der Begriff der Erneuerung und der Ewigkeit leuchtet in beständiger Wiederkehr, im gleichen Geiste beständigen Wechsels. So bewegt sich alles im Kreise und der Kreis selbst enthält das Element der Ewigkeit.

II

Wir sprechen von der Materie und immer wieder von der Materie; denn wir haben fünf Sinne, insgemein als Menschen, und erfassen als solche die Erscheinungen der Welt. Vielleicht ließe sich noch von einem sechsten Sinn reden, der uns zuteil ward, und individuell in erhöhtem oder niedrigerem Maße uns beschieden ist; nennen wir ihn, um der Verständigung willen, den Sinn der seelischen Empfindung.

Wir sprechen von diesem und entfernen uns dabei scheinbar von der Materie; doch nähern wir uns ihr damit erst wirklich, berühren ihre Triebfeder, erfassen ihr Herz und teilen ihre innere, einzige Existenzberechtigung.

Die Ueberzeugung reift zum Wissen und zur Erkenntnis, daß auch das individuelle Leben keine ungeschlossene Linie darstellen kann; daß Geburt und Tod und die verbindende Linie des Lebens ebenfalls nur ein Teil einer menschlich unüberseh baren, unermeßlichen Abgeschlossenheit sind, deren Offenbarung jedoch das Zeitliche, das Materielle beständig, im ewigen Wechsel, zur Einsicht fordert.

Dabei drängt sich uns die Betrachtung der unterschiedlichen Dauer des Lebens auf.

Da sind die Blüten, die erst zerfallen und zu Boden

flattern müssen, ehe der Kern der Frucht sich bilden kann. Da ist der Same, der birst, ehe er Wurzel schlagen und Triebe setzen kann. Zwei Beispiele, welche sich zahllosermeise wiederholen in der Offenbarung einer einzig innewohnenden Wahrheit.

Aber: es treibt der Baum zwar viele Blüten, doch nur einzelne kommen zur Entfaltung; hievon reifen wenige zur Frucht und eine geringe Anzahl erreicht den mütterlichen Schoß; ein Bruchteil der Halme sprießt zu blühendem Leben auf.

Diese Tatsache rollt eine ganze Anzahl Fragen in uns auf. Was geschieht mit dem Leben, das nicht zur Entfaltung kommt, mit den Kindern, die wir nicht ins Leben rufen, den zarten Blüten, die noch nicht oder kaum geboren schon abberufen werden? Was geschieht mit all dem Vielen, das nicht zur Reife, zur Austragung der Frucht kommen darf, das hintangehalten ist und stirbt, ohne geboren zu sein; was mit der ungestillten Sehnsucht der Menschheit, welche zum Kummer geworden ist?

Doch worin besteht der Unterschied: gar nicht geboren zu werden, oder geboren zu werden um zu sterben? Worin der Unterschied, wenn Geburt und Tod Teile des Gleichen sind?

Die Dauer des Lebens ist irrelevant, jedoch nicht darum, weil der Zweck des Lebens der Tod ist, sondern darum, weil er es nicht ist. Nicht gleichgültig für uns, die wir geboren sind und leben, nicht belanglos für uns, so lange wir leben. Die doppelte Aufgabe der Pflicht gegen sich und der Wirkung auf Andere, das vereinte Geben und Nehmen, bildet auch das Sonnensystem und greift weiter von System auf System. Denn da ist die Rotation um die eigene Achse und dort die Anziehungskraft auf andere Planeten.

Das Dort, wo wir gerade sind, ist immer ein ganz bestimmter Platz den wir gerade einnehmen und der aus-

gefüllt sein muß, weil wir eben dort sind. Die Materie aber enthält ein großes Versprechen; und dieses Versprechen bleibt und erfüllt sich auch dann, wenn die Frucht nicht sichtlich zur Reife gelangt. Der Sinn ist Alles. So wie oft das ungesprochene Wort mehr verkündet als eine Seite voll leer schallender Buchstaben.

Es muß also irrelevant sein ob wir die Austragung des Lebens im Augenblick (der nichts ist) verfolgen können oder nicht; das heißt: die innere Existenz der Dinge beginnt nicht im Augenblick, da wir sie wahrnehmen, und hört nicht auf, wenn sie unserem Gesichtskreis entschwindet, also scheinbar abgeschnitten ist. Dafür haben wir reichliche Bestätigung bereits in unserem täglichen Leben; wie oft trennt uns „Raum", „Distanz", „Zeit", die Unschlüssigkeit der Ungewißheit, des Nichtwissens, das durch die Mitteilung eines einzigen Wortes aufgehoben werden kann.

Wenn die Flamme brennt, so ist sie unser, und wenn das Leben aufflammt, so nehmen wir es wahr; wenn Flamme und Leben nicht sind oder wenn sie erlöschen, so gehören sie Anderem an.

Nicht ein Stäubchen der Materie vermag man aus der Welt zu schaffen; so bekannt uns die Veränderung und Wandlung der Materie ist, so unbekannt ist uns die Vernichtung. Woher stammt also die Hypothese, daß die Urkraft in Geburt und Tod der Entstehung und der Vernichtung unterworfen ist?

Findet sie nicht in beiden ihren Ausdruck? Wie sollte jener Quell der Energie, welcher die Form des Lebens bedingt, von ihren funktionellen Bedingungen abhängig sein!

Auch das unentwickelte Leben muß ewig sein.

Unser Gesichtskreis hängt von dem Standpunkt ab, den wir einnehmen; das Schiff, worauf wir uns befinden, wo immer es am Ozean schwimmt, scheint stets den Mittelpunkt des horizontbegrenzenten Kreises zu bilden. Die Exi-

ſtenz des Planeten hängt nicht davon ab, daß er unſerem Syſtem angehört. Es kümmert den Kometen nicht, wie lange er ſich in dem Geſichtsfeld unſerer Bahn bewegt. Unſer Geſichtsfeld iſt beſchränkt. Doch vermag uns der tiefe Sinn der Ewigkeit dazu verhelfen, daß wir gewiſſermaßen die Werte und Verhältniſſe unabhängig von unſerm Standpunkte abſchätzen.

Geburt und Tod ſtimmen überein; das Leben iſt in beiden Fällen ſeiner Feſſeln entledigt. Es iſt dehnbar; es wird frei, und entweicht. Es iſt ein großes Meer, das von vielen Gewäſſern geſpeiſt wird; und auch dieſe, zur Rechten und zur Linken, werden von kleineren Bächen und Flüſſen ernährt. Was tut es, ob ſie an der Quelle vereint werden, oder erſt an der breiten Mündung ineinander fließen? Was bedeutet die Menge der Tage, die Anzahl der Atemzüge? Was bedeutet das Auf- oder Abſteigen der Feuchtigkeit; ob es ſich am Firmament zu Wolken ballt oder im Giſchte der Brandung brauſt? Was bedeutet es, ob die Flamme noch verborgen ruht, ob ſie auflodert oder in flackerndem Erlöſchen ihre Beſtandteile zerſtreut und ſpendet. Was bedeutet es im Kreislauf des Seins, wie lange eine beſtimmte Form repräſentiert wird? Das Dort iſt immer beſtimmt, wenn es gerade ausgefüllt iſt.

Sonſt fürchten wir doch die Wandlung nicht.

Wir erſinnen darin keine Vernichtung. Nicht dann, wenn der glühende Fels erkaltet und der weſtliche Himmel verblaßt, nicht dann, wenn die Sonne ſinkt und die dunklen Schatten der Nacht aufſteigen. Nicht dann, wenn die unbelaubten Bäume ſtarr in den kalten Himmel ragen, wenn der feſtgefrorene Boden die Quelle des Lebens verborgen hält. Nicht dann, wenn der Säugling der Mutterbruſt entwöhnt iſt, wenn das Kind zum Jüngling und zur Jungfrau reift, wenn es ſtolz unſerer leitenden Hand entgleitet, um ſelbſtändig den Unbilden des Lebens zu begegnen!

Wir fürchten die Wandlung auch dann nicht, wenn unsere Seele sich zu innerst loslöst und ihre eigenen Pfade wandert, ihre eigenen Wege sucht und im Rückblick sich selbst kaum mehr erkennt. Auch dann nicht, wenn die Liebe uns begegnet, wenn wir besitzen und uns Aug' in Auge fragen, ob es möglich ist, daß dieser Besitz uns jemals nicht ur-eigen war? Ur-eigen also: was war, und ist, und stets sein wird.

Die Sonne ist es, die — in kaum merklicher Bewegung zitternder Ruhe — sich nicht bewegt. Die Erdachse ist es, die sich nicht dreht. Ihr Mittelpunkt, der scheinbar stille steht!

Der springende Punkt des Lebens, in der Bewegung unveränderlich, in der Entwicklung beständig.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: Normen der Zeit, Ausdrücke, welche berechtigt sind zur Verständigung, da die Empfindungen von Selbst-Bewußtsein und Erinnerung sie benötigen. Selbst-Bewußtsein bedingt Erinnerung; und diese — und auch dann nur in beschränktem Maße — scheint an bedingte Lebensform gebunden zu sein. Vielleicht leuchtet sie unbewußt auf und bildet den Grund von Forschung und Verständnis, und verwandelt sich überhaupt zu dem, was wir mit dem Ausdruck Erfahrung bezeichnen. Detail der Erinnerung entfällt, verjüngt, konzentriert sich zur Erfahrung. Vielleicht ist unser jetziges Leben, insbesondere deutlich dort, wo uns das Genie begegnet, die Erfahrung einer Vergangenheit.

Doch, wie wäre es, wenn nicht ein blankes Blatt dem neuen Leben zuflöge; wenn die Erfahrung einer Ewigkeit, mit Selbst-Bewußtsein behaftet, eine endlose Kette der Erinnerung schmieden würde! Ein Bruchteil unserer kurzen Jahre und Tage und dessen, was in dem Bewußtsein haften bleibt, genügt um die Jugend zum Alter reifen zu lassen.

Wo bliebe die Frische der Jugend, der göttliche Glanz des neuen und erst vor kurzem Geborenen! Wie könnte das

erste Grün so lieblich schimmern, wenn der graue Schimmel vergangenen Zerfalles die zarten Knospen verschleierte? Wie wäre es, wenn nicht die mütterlichen Arme des Schlummers und der Vergessenheit uns sanft beschützen und entlasten wollten? Ist es ein Zufall, daß zwischen der Neige des Herbstes und dem Erwachen des Frühlings der Schlummer des Winters seine Flügel ausbreitet? Das Leben selbst ein Schlaf — und wie der Schlaf, den wir kennen, selbst ein Erwachen. Denn der Schlaf ist Beides. Er ankert in der vollbrachten Tat und erneuert die verbrauchte Kraft, er greift zugleich in das Kommende ein und sammelt die Kraft für das noch unvollendete Werk. Die Nacht verheißt Ruhe und schließt in ihre Dunkelheit die Strahlen des verflossenen Tages; sie ist zugleich die Quelle für den kommenden Tag, die Verheißung des heranbrechenden Morgens, das Herannahen des Wunderbaren, die spendende Leuchte von Licht und Leben.

So ist der Ruhepunkt selber die Sammelstelle des Werdens, des Seins, des Vergehens. Das Werden ein Vergehen, das Vergehen ein Werden, das Sein der Inhalt von beiden. Dort ankert das Leben, im Ruhepunkt des Seins! Vom Winter zum Frühling, von der Nacht zum Morgen, vom Leben zum Tod.

Im Kreislauf schließt sich Glied an Glied, eine Doppelaufgabe der Verkettung, welche Widersprüche vereint und aufhebt.

Im Schlafen ein Wachen, im Wachen ein Schlafen; das Wissen ein Nichtwissen, das Nichtwissen ein Wissen. Das Leben ein Flügelschlag zwischen Geburt und Tod; doch der nämliche Geist, der beständig gleiche Ausdruck im ewigen Wechsel. Beständig der gleiche Klang des himmlischen Lockrufs, kosend und mahnend, einschmeichelnd und aufreizend. Der Messias der Materie, sie selbst ergründend, überflügelnd, die innig umfassende Umarmung im bräutlichen

Gemache der Natur, im Schoße der ewigen Schönheit, des ewigen Friedens; dort, im Brennpunkt des Seins, wo auch wir in die Kniee sinken, das Antlitz verhüllen, ein demütiges Gebet der Inbrunst — vergehend vor Gottes Angesicht.

Tiefe Glänze / von Hugo Neugebauer

Die im Abendlicht erstarben
auf der windgewiegten Flut,
traumhaft dämmern alle Farben
in der dunkeln Tiefe Hut:

bricht ein Schimmern, Leuchten, Glänzen
durch der Meerestiefe Nacht,
träumt die See von Wellentänzen,
die der Sonn' sie dargebracht,

als sie unter Himmels Runde
Sturmes Liebe wild umschlang,
eh sie kalt und schwer zu Grunde
in ihr tiefstes Selbst versank.

Hat dich Tod den Wellenwürfen
Allgeschicks zu sich entrückt,
wirst du unten träumen dürfen,
mit des Tages Glanz geschmückt?

Oder wirst du tiefer sinken
als das seeverlorne Lot?
Wird auch dir Erleuchten winken,
ist's Erlöschen, was dir droht?

Arthur Rimbaud / von G. M. Roderich

Dieser Mann war ein Freund des weit bekannteren Dichters Paul Verlaine, war ein Kämpfer, ein Leidender, hat mit neunzehn Jahren keinen Vers mehr geschrieben und sich trotzdem eine Stellung in der Weltliteratur errungen. Im Insel-Verlag erschienen vor nicht allzulanger Zeit seine rhapsodischen Gesänge, denen Stefan Zweig eine fein nachspürende Einleitung und K. L. Ammer (der Uebersetzer) eine ausgedehnte Biographie voranstellte.

Das zum Verständnis des Werkes unbedingt Wissensnotwendige seines Lebens ist dies, daß er mit achtzehn Jahren dem eigenen Gestalten ebenso wie Europa den Rücken wandte und nach Afrika ging um sich ein Vermögen zu verdienen, das seinem emporwuchernden Willen zur Macht zum Siege verhelfen sollte. Er dachte damals vielleicht daran sich die Welt zu erobern. Rimbaud, der Vagant, erduldete mit Heroismus einen langsam heranschleichenden Tod, den er sich auf den ungeheueren Strapazen seiner Handelsbeziehungen zu den Urwaldbewohnern geholt hatte. Niemals hat er Ruhe und Heim gekannt, die Landstraße war seine Welt und der Himmel sein stets gegenwärtiger Vater. Er kam wie eine Bombe in Paul Verlaines Leben geflogen, bezauberte ihn durch die Macht seines brutalwehmütigen Wesens, so daß der die Frau daheim zurückließ, um mit dem blutjungen Burschen in die Welt hinauszulaufen. Das Verhältnis dieser Beiden ist ebenso problematisch wie Leben und Werk Rimbauds. Der Schluß war ein Schuß Verlaines auf den jungen Freund, der nach selbständiger Einsamkeit lechzte und des väterlichen Betreuers überdrüssig war; eine Tat der Verzweiflung, deren Gründe, so offenkundig sie dem Psychiater erscheinen mögen, im Tiefsten kaum zu erhellen sind.

Rimbaud ist in der innersten Zelle seines Wesens dekadent, besitzt aber eine so unheimliche Kraft der Lebensführung, daß es schon manchem Literaturhistoriker schwer wurde, ihm den richtigen Platz zuzuweisen, auf daß er dort verstaube. Denn das muß ja sein, sagen die Herren und arbeiten wie Steinersammler, die eine Schublade mit vielen kleinen Fächern betreuen, in denen alle Herrlichkeiten vor den Augen des Erkennenwollenden verschlossen sind. So die Literaturprofessoren, die sich mit verschmitztem Lachen denken: „Wir lassen über unsere Dichter nichts kommen, weg da, wer nicht von Zunft ist".

Ich habe Rimbaud zu innerst erlebt, diese Träume eines hell und fernsichtigen Sehers. Mich gegen ihn gewehrt, den Visionär einen Narren gescholten und mit meinem Freunde, der mir dessen Evangelium predigen wollte, Abend für Abend bis aufs Messer gekämpft. Rimbaud war mir ein Poseur, ein originalitätshaschender Komödiant, der auch nur deshalb mit tollen Bildern um sich warf, weil sein Pubertätsalter nichts anderes konnte.

Da kam sein Verteidiger auf den Einfall mir Tag für Tag das „Trunkene Schiff" vorzulesen, ohne daß ich mich dessen erwehren konnte, da unsere beiden Zimmer aneinander stießen und der Kachelofen in einem Durchbruch der Wand zwischen beiden stand, so daß ich jedes Wort vernehmen mußte. Mein Freund war ein exaltierter, etwas unreifer junger Mensch und bekam bei diesem Gedichte nahezu Begeisterungskrämpfe. Zuerst fluchte ich, dann begann ich mitzuhören, die Musik trotz aller Formlosigkeit zu fühlen und in meinem Hirne begann die Erkenntnis aufzudämmern, daß diese Gesänge echt seien, mit dem Blut des innersten Erlebnisses geschrieben. Von diesem Augenblicke war ich gewonnen und der gewalttätige Mensch mit den rohen zugreifenden Fäusten begann vor mir aufzuleben. Mir wurde diese Erkenntnis so schwer, weil ich von deutlicher bilddurch-

drungener deutscher Lyrik herkam und mir die Erscheinung Rimbauds völlig neu war. Meinem Nerv der dichterischen Mitempfindung wurde es erschwert in Schwingung zu geraten, weil seine Art durch nachäffendes Kaffeehausliteratentum in Mißkredit gebracht wurde, und die dritte Schwierigkeit entstand daraus, daß wir es alle gewohnt sind, den Dichter in die helle Freundlichkeit eines sonnigen Arbeitszimmers zu versetzen, aus welchem Milieu er heraus schaffe.

Ich meine, daß dies mir Viele, denen der Franzose ebenso fremd war, bestätigen können. Besonders die saft- und fleischlosen Nachahmer verräumen schwer mit Mist den Weg, der zu seinem Verständnisse führt, und bemühen sich mit lächerlicher Angst genial zu scheinen, um nicht der eigenen Armseligkeit bewußt zu werden. Diesen Leuten kann man sagen: Nur wer seine Art als innerste Notwendigkeit auch als eigenwilliger Lebensformer bewies, hat ein Recht solche Verse als echt auszugeben. Denn ich halte dafür, daß der Mensch, dem solche Stimmungen und Ekstasen der Seele vertraut sind, sich niemals mit der bloßen wenn auch äußeren Existenz des reingewaschenen, zivilisierten Mitteleuropäers abfinden kann. Rimbaud hatte das Wort, warf es höhnend fort und wollte die Tat. Er fand sie als gehetzter Deserteur in den holländischen Kolonien, als Lastenträger, als selbständiger Kaufmann in Afrika, der auf gefährlichen Schleichwegen Waffen zu König Menelik schaffte.

Die Umwertung von Tönen, Tastempfindungen in Farbe und umgekehrt, sind uns heute keine fremden Tatsachen mehr. Rimbaud war der erste, der sie zu verlebendigen wußte. Wenn wir es einmal verstehen, was er mit seinen „singenden Fischen" und „blondäugigen Vögeln" meint, es erfassen, welch mystischer Zauber in seinem Chaos unerhörter Farbenpracht Sprache gewinnt, dann sehen wir den Dichter mit dem Blicke voll visionärer Glut aus der drükkenden Enge Europas hinüberwandern in das sonnenschwan-

gere Afrika, in dessen Boden Blumen gedeihen, die „wie Pantheraugen glühen."

Ein Gedicht sei zum Stimmungsabschlusse hier wiedergegeben, das auch den Deutlichkeitsfanatiker davon überzeugen muß, daß dieser Mann ein Dichter war, eine hart umrissene Persönlichkeit, der Negerstämme dahin brachte bei seinem Namen zu schwören:

Empfindung

Durch spitziges Korn, auf einsamen Pfaden
über schlankes Gras will ich irren;
mein Fuß wird die kühlende Frische spüren.
Die freie Stirn laß ich im Winde baden.

Ich denke nichts, ich spreche nichts, ich träume nur,
unendliche Liebe gibt mir das Geleit.
So geh ich durch das Sommerabendblau
wie ein Zigeuner weit, recht weit,
durch die Natur —
glücklich wie mit einer Frau.

Die Wiedergeburt des Fleisches / von Carl Dallago

Hoch auf einem Felsvorsprung, von mächtigem Strauchwerk überragt, stehe ich und schaue in die Weite. Wolkenlos spannt sich der Himmel über ein Riesenrund von Bergen, die blauer und blasser werden, je ferner sie liegen. Die Luft ist tief versonnt und diese Versonntheit teilt sich allem mit, was rings lebt und atmet. Und es ist wie innerlicher Jubel, erst leise, dann schwellend ansteigend, der das Fleisch tatendurstig macht und die Seele hochhebt wie auf Flügeln. Dabei ist die Seele wie ein Späher, der die Kraft und Triebe des Leibes kennt und nach Dingen sucht, sie zu befriedigen.

Und die Seele hat ein feines Ohr und Empfinden: sie hört den Maitag rauschen in all seiner Lichterfülle und

fühlt die ganze Bewegung, die er in der Menschennatur hervorbringt. Denn die Seele kennt diese Natur und weiß deren Entfaltung abhängig vom Erwachen der Sinne, vom leisen Sichbewußtwerden der Leiblichkeit bis hinauf zum ehrfürchtigen Aufgehen in deren Süchte und Triebe, dem eine Einschätzung derselben als der wesentlichsten, elementaren und schöpferischen Bestandteile des Leibes vorangehen muß; von allem, was diesen Leib wieder zu Ehren bringt, sodaß er gleichsam zu neuen Rechten und neuem Ansehen geboren wird. Ich nenne das die Wiedergeburt des Fleisches. Sie bildet eine Art Grundlage für jede Kultur, die eine eigene schöpferische Kunst aufkommen läßt. Jede bedeutende Kunstepoche der Vergangenheit sowohl wie der Zukunft wird dafür zeugen können.

*

Die Wiedergeburt des Fleisches ist gleichsam der Kern der Renaissance wie der Reformation, denn sie bildet bei diesen beiden höchst bedeutsamen, ja bedeutsamsten Kulturereignissen neuerer Zeit das Innerste, das Zugrundeliegende. Erst um diesen Kern rankt sich dann verschiedenartiger Zuwachs, der nachgerade in entgegengesetztes, in feindliches Wachstum umschlägt. Diese Verschiedenheit liegt darin, daß die Reformation im Bestreben christlich blieb, während die Renaissance mehr dem Charakter der Antike zustrebte. Den Grund für diese Vorgänge sehe ich vor allem im Gepräge der Landschaft, das sich im Wesen der Träger jener großen Kulturbewegungen widerspiegelt. So in den Trägern der Renaissance die Weite und rasche Reife des Südens.

Den Menschen und großen Schöpfernaturen der Renaissance in Italien war es ein Leichtes, das ganze auf sie überkommene Christentum in äußerlichen Schmuck zu verwandeln, den man gefällig und dekorativ aufbauschend zu tragen verstand. Die Natur in diesen Menschen und um

diese Menschen war zu groß, um an Abschaffung religiöser Gebräuche zu denken, die dem Volke Gewohnheit geworden waren. Sie durchlebten auch ohne Abänderung in dieser Richtung die höchste Wiedergeburt des Fleisches in allen Variationen und setzten diese Erlebnisse überall unbekümmert in Taten um. Erst später, als in ihnen die Natur bereits entfaltet stand, griffen sie auf die Alten zurück, an denen sie dann freilich höchste Kongenialität vorfanden. Dies mag sie in ihrem Tun und Streben bestärkt haben in einer Weise, die von Glücksschauern durchtränkt war und tiefe seelische Sicherheiten in ihnen als Künstler aufkommen ließ.

Das ist *meine* Auffassung der Renaissance. Also nicht eine Wiedergeburt der Antike, sondern höchste Entfaltung der Natur im Menschen durch eine Wiedergeburt des Fleisches, und erst nachher bei den Alten das Vorfinden höchster Kongenialität. Dieser Fund mag dann freilich für die Künstler der Renaissance eine neue Kraftquelle bedeutet haben und eine gewaltige Hebung ihrer Zuversicht.

*

Ich wäre begierig zu wissen, ob das von Jakob Burkhardt in seinem berühmten Werke „Die Kultur der Renaissance in Italien" Gesagte meiner Darstellung zuwiderläuft. Ich kenne das Buch nicht; ich weiß über Burkhardt nur, was mir aus Nietzsche und Dehmel bekannt ist. Und beide haben nur großes Lob für den großen Kenner der Renaissance. Weiter kenne ich Gobineaus Renaissance-Dramen und die Galerien Italiens. Aber das alles hat in mir nicht den Grund gelegt zu diesen Betrachtungen. Es wurde in mich hineingetragen durch die Landschaft, auf einsamen Streifereien, im Nachhängen von kunterbunten Gedanken. So senkt ein Geläute urplötzlich Weh und Glück in einen oder einen Strahl der Erkenntnis. Nachher strebte ich nach Zu-

sammenhang in den Ausführungen und nahm mein Wissen zu Hilfe.

Was sich mir nebenher noch aufdrängt: Daß die meisten der heutigen Menschen über die Kultur der Renaissance kaum sprechen dürfen. Gewiß sind alle jene ausgeschlossen, hier mitzureden, die noch bis zum Schopfe in sogenannter christlicher Moral stecken ihrem Innern nach. Innere Unfreiheit bedeutet hier ein Scheitern aller Erkenntnis. Man muß innerlich weiter gekommen sein, um hier die Decken, nicht nur die Schleier, lüften zu können. Aber auch andere scheinen mir hier ausgeschlossen. Auf künstlichem oder philosophierendem Wege läßt sich auch nicht jener Wiedergeburt beikommen. Ebenso nicht in Stubenluft. Wo diese weht, flüchtet das Wesen der Renaissance hinter undurchdringliche Hüllen.

In die Reihe jener, die hier sich das Mitreden verscherzt haben, möchte ich eine Schriftstellerin stellen, über die als Renaissance-Kennerin vielfach geschrieben wurde: Isolde Kurz. So las ich über ihre „Florentiner Novellen": „Wie tief vertraut mit der Renaissance erwies sich da Isolde Kurz! Sie ist ihr bis in ihre Quellen in der Antike nachgegangen. Sie gab eine Naturgeschichte jenes Zeitalters, worin nach einem Druck von mehr als tausend Jahren die Rechte der Persönlichkeit, der Leidenschaft, der sinnlichen Natur gefordert und entfesselt wurden und der Taumel der Begeisterung für Schönheit zwei Generationen ergriffen hatte."

Abgesehen von dem landläufigen Gehalt dieser Zeilen, wirkt das Gehörte nahezu komisch, wenn man bedenkt, daß Isolde Kurz es ist, die in einer Aphorismensammlung sich mit folgender Weisheit hervortut: „Schwachheit des Weibes! Ja, sie ist unaussprechlich, es gibt nur ein Geschöpf, das schwächer ist — der Mann!" Ein weiblicher Mensch, der den elementarsten Affekten philosophierend gegenübersteht mit dem Resultat einer Selbstberäucherung im De-

mutkleide: kann es Ungereimteres geben? Sieht das nicht einem völligen Abirren von aller Natur gleich? Und mit solcher Beschaffenheit seiner Gefühle soll man das Wesen der Renaissance durchdrungen haben, das Wesen einer Bewegung, die im Wesentlichsten einen rückhaltlosen Durchbruch zur Natur im Menschen darstellt? —

Für meine Auffassung hat den Ausspruch der Isolde Kurz ein Empfinden geboren, dem das Wesen der Renaissance eher ein Buch mit sieben geschlossenen Siegeln ist. Denn der Kern des Wesens der Renaissance ist die Wiedergeburt des Fleisches. Diese lehrt aber Ehrung der Sinnlichkeit, in ihrer höchsten Blüte vielleicht Ehrfurcht vor der Brunst, als *einer Inbrunst der Natur*. Meines Wissens dachte schon Goethe ähnlich in diesen Dingen. Ich glaube, er sagte einmal dem Sinne nach ungefähr folgendes: Es müsse sich von höheren Menschen die Ausübung der Geschlechtsliebe als etwas tief Andächtiges, als eine Art von heiligem Sichversenken ins ewige Mysterium der Natur gut denken lassen.

Die neueste deutsche Lyrik fördert in ihren besten Vertretern ähnliches zutage. Freilich darf dabei nicht jener trüben menschlichen Komplexionen gedacht werden, die aus ihrer Geilheit nie herauskommen. Für solche „Verleumder der Natur" ist aber auch das Wort *Mann*, das Isolde Kurz in ihrem Ausspruch gebraucht, völlig verfehlt.

Hören wir nun noch, was Nietzsche sagt gegen die „Verleumder der Natur": — „Das sind mir unangenehme Menschen, bei denen jeder natürliche Hang sofort zur Krankheit wird, zu etwas Entstellendem oder gar Schmählichem, — diese haben uns zu der Meinung verführt, die Hänge und Triebe des Menschen seien böse; *sie* sind die Ursache unsrer großen Ungerechtigkeit gegen unsre Natur, gegen alle Natur! Es gibt genug Menschen, die sich ihren Trieben mit Anmut und Sorglosigkeit überlassen *dürfen*; aber sie tun

es nicht, aus Angst vor jenem eingebildeten „bösen Wesen“ der Natur! Daher ist es gekommen, daß so wenig Vornehmheit unter den Menschen zu finden ist, deren Kennzeichen es immer sein wird, vor sich keine Furcht zu haben, an sich nichts Schmähliches zu erwarten, ohne Bedenken zu fliegen, wohin es uns treibt — uns frei geborene Vögel! Wohin wir auch kommen, immer wird es frei und sonnlicht um uns sein.“

Aus „Geläute der Landschaft“ (1906)

Das neue Verbrechen

Die grauenhaften Ueberfälle, die im vergangenen Jahre die französische Metropole für kurze Zeit in die Erregung einer unterminierten Stadt hetzten, fanden nun ihre gerichtliche Sühne. Die Führer allerdings waren der irdischen Themis schon ferne; was nun vor den Schranken stand, erwies sich als minderwertiges Material, Handlanger der Theorie und der Praxis, stumpfe Rohlinge oder verbitterte Schwächlinge, angeworben durch Garnier und Bonnot, diese Auserwählten des Bösen. Wie eine Bestätigung der wirrgenialen Untersuchungen Przybizewskis über „Die Synagoge des Satan“ nehmen sich die Taten der beiden aus. Ja, es schien wahrhaftig, als sei eine neue Aera des Verbrechens durch sie eingeleitet worden, nachdem wenige Monate früher mit dem Hounsditcher Handel eine Art Generalprobe stattgefunden hatte. Denn noch war jene beispiellose Auflehnung unvergessen, die, wie keine seit Guy Fawkes Pulververschwörung in das Herz von London gegriffen hatte, da kam aus der nahen schwesterlichen Riesenstadt eine Kunde, die jenes erste Ereignis fast verwischte. Zwei Dutzend Menschen, ähnlich, nur mit moderneren Mitteln und einer grausameren Methodik, wie die Desperados von Hounsditch gerüstet, haben Paris, das strahlende üppige Paris, in zerfahrene Angst gestürzt, so daß es zitternd seine Tore schloß, als stünden wieder die Teutonen vor

(gez. von Max v. Esterle)

Karl Borromäus Heinrich

seinen Mauern. Wie ein Zuhälter, der seine treulose Freundin züchtigt, so stand die kleine Horde auf wider den selbstsicheren Hochmut einer Stadt, die in ihren Straßen herzlos Elend an Glanz, Grauen an Lachen zwingt. Und Schlag um Schlag sauste auf die Ueberraschte nieder, die keine Zeit zur Abwehr fand; mehr als einmal sank ihre zur Rache erhobene Hand blutig und kraftlos herab, und als sie endlich griff und erdrosselte, war es erst nur ein Teil der Macht, die sie mißhandelt hatte. Ein brandgeschwärzter Leib, der sich sterbend noch den Häschern zu entwinden suchte und mit einer Verwünschung auf den Lippen endete, stellte die Beute wochenlangen Ringens dar. Und wieder erst ein halbes Monat nach der Einnahme von Choisy-le-roi, dem Schlupfwinkel Bonnots, gelang die Vertilgung Garniers. Und lange darnach die Ergreifung der moralischen und physischen Helfershelfer dieses Paares, einundzwanzig Menschen, von denen sich nur einer, Carouy, seiner Meister würdig erwies, indem er gleichfalls freiwillig den Tod suchte.

Zum zweitenmale also binnen kurzer Zeit, und beidemale in den ungeheuren Zentren freiheitlicher Staatswesen, hat sich diese bisher unbekannte verblüffende Art von Verbrechen zugetragen. Das gibt zu denken. Aus Petersburg etwa, von wo man derlei eher vermuten dürfte, kam nie gleiche Nachricht; seine Terroristen, die schließlich für eine Idee arbeiten, gehören ebensowenig wie der gewöhnliche Anarchismus in diese Kategorie. Die Opposition dort ist demagogisch und ihr Schlachtfeld, wie bei uns anno achtundvierzig, die Straßenbarrikade, wo man zu hunderten verblutete, wenn es sein muß, von alten Devisen getrieben, die im Zarenreiche immer noch keinen Ausgleich erreichten: Bürger und Arbeiterrevolte wider Autokratie. Hier aber ereignete sich etwas völlig Neues: Die Revolution wider die Demokratie. Autokratie des Verbrechens! — Wo ruhen nun die Hebel solcher Taten?

Nun, man muß sich nur erst klar sein, daß alle Energieen noch vorhanden sind und so konstant wie die Materie bleiben. Auch die geistigen. Napoleon lebt vielleicht als Hotelier, Goethe kann irgendwo gutsherrlich am Lande weilen, Shakespeare in einem Amte vertrocknen, Pizzaro Volksschullehrer sein. Unbegrenzte Fähigkeiten stecken in jedem von uns; sie werden nur nicht immer ökonomisch von der Ge-

samtheit, die unsere Dienste bestimmt, verwertet. Und das ist bis zu einem gewissen Grade gut, denn auch alle großen Taten sind stets nur gegen die Gesamtheit entstanden. So nehmen auch solche Hypertrophieen ihren Ausgang. Von unserer demokratischen Zeit reißen sich im Gegensatz zu ihrer gefährlichen Gleichmacherei Einzelindividuen von übermenschlicher Wucht los, denen keine entsprechenden Berufsventile zur nutzbringenden Entlastung ihrer gebundenen Spannung geboten wurden. Kleinere gemeine Va-banque-Naturen, die sich ihnen unbedingt unterwerfen, finden sie stets, und so werden sie in dieser durch Gesetze verschnürten Aera notwendig böse. Und nun gewahrt man etwas Erstaunliches. Diese Empörungen — zwei bis zwanzig Leute gegen Hunderttausende — sie müßten schon im ersten Hinschlagen erstickt, zermalmt werden, sollte man meinen; aber nichts davon. Vor ihrer unausbleiblichen Vernichtung haben sie noch einen höllischen Triumph: Die Furcht der Menge, gegen die sie stehen. Denn die ist ungeheuerlicher, als man zu denken wagt. Man entsinne sich nur der Rüstungen, die London, das Truppen mit Maschinengewehren, Paris, das Bataillone mit Granaten aufmarschieren ließ, gegen eine Handvoll Menschen treffen mußte, daß sie nicht wieder und wieder von ihr terrorisiert würden. Und es mag damals ein letzter, teuflischer Trotz aus dem dumpfen, von Schüssen zerbosselten Raubtierhaupte Bonnots gegrinst haben, als man sich mit Faustthieben und Fußtritten auf seinen gefesselten todwunden Körper stürzte: die grenzenlose Verachtung dessen, der bis zum letzten Atemzuge seine noch während des Donners der Belagerung hingekritzelte Ansicht von der Menschheit bestätigt spürte.

Und daß diese Rebellion des Individuums, diese äußerste Konsequenz des Anarchismus, just am stärksten in Stätten erbarmungslosesten Aneinanderniststens aufschoß, daß sie eine republikanische Metropole zu ihrem jüngsten Zentrum wählte, ist doppelt bedeutungsvoll. — Paris! — Nie, seit Jahrhunderten, war die maßgebende Gesellschaft einer Stadt empfindungsleerer vor wirklicher Größe als sie, und daran läßt sich ein Maßstab für die Verbitterung eines ehrgeizglühenden Geschöpfes gewinnen, das sich nicht trotz ihr emporgerungen hat, wie es die bedeutendsten Menschen, die sie barg, fast ausnahmslos zu tun genötigt waren. Ein Ge-

schäftsort — der Schwerpunkt wahrer französischer Kultur rückte schon lange gegen Belgien hin — ist Paris heute, und Garniers Bande wirkt bei aller Bestialität fast sympathischer als der Unternehmergeist, der aus der Belagerung von Choisy-le-roi ein Volksfest mit billig hergestellten Kinoaufnahmen gestaltete, sowie er sich darnach in der einträglichen Heroisierung des erlegten Chauffeurs des Verbrecherautos durch regen, von der Polizei unterstützten Verkauf von „Andenken" aus der gestürmten Scheune gefiel.

Und etwas anderes, allgemein Gültiges, lernen wir schließlich aus diesem traurigen Fall: Die Heiligkeit des Menschen zu achten. Wir übersehen den Einzelnen in seinen tieferen Bedürfnissen. Keine Zeit, die zivilisatorisch so hoh und innerlich so hohl gewesen wäre wie diese. Die Religion als Herzenszucht lehnte sie ab, aber sie setzte nichts an ihre Stelle. Sie hat die Flugapparate erfunden, doch sie vergaß für die Seelen zu sorgen. Und das rächt sich.

Franz Theodor Csokor.

Zur Beachtung

Der „Brenner" veranstaltet am Samstag, den 29. März, abends 8 Uhr, in München im großen Saal des Hotels „Vier Jahreszeiten" einen Vorleseabend von Karl Kraus. Das Programm bringt als Einleitung Szenen aus Nestroys Posse „Die beiden Nachtwandler" und hierauf Satiren und Glossen von Karl Kraus. — Karten zu Mk. 5. —, 4.—, 3.—, 2.—, 1.— (für Studenten 60 Pf.) bei Schenker & Co., München, Promenadeplatz 16, erhältlich.

Druckfehler-Berichtigung

In der Novelle „Das zierliche Mädchen" von Hans Janowitz (Heft 11) muß es heißen:

S. 477, Z. 9 v. u.: „öffneten" (statt „eroffneten")
S. 480, Z. 4 v. o.: „fand" (statt „befand")
S. 482, Z. 6 v. o.: „das erste Mädchen" (statt „das arme Mädchen")

Soeben sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine
Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

:: :: Zu beziehen :: ::
durch jede Buchhandlung
oder direkt vom Verlag

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 370/371 (60 Heller.):

Der Automat / Glossen /
Eine schöne Erinnerung ist mir verdorben /
Notizen / Desperanto / Glossen

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER
Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT UND ZUFLUCHT
Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN
Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN